

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 231 (1952)

Artikel: Die Birnenmadonna
Autor: Palmerston, Fred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Birnenmadonna

Von Fred Palmerston

„Lassen Sie Ihre Zeugnisse sehen“, sagte die Dame. „Ich habe keine“, antwortete das junge Mädchen. „Ich war noch nie in Stellung. Meine Eltern sind tot und ich muß jetzt selbst für meinen Unterhalt sorgen.“

„Was haben Sie bisher gemacht?“

Die Antwort kam zögernd.

„Ich bin Studentin, das heißt, ich war es bisher.“

Die Dame dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie, nicht unfreundlich, aber bestimmt:

„Nein, Fräulein, ich kann Sie nicht engagieren. Es ist nur natürlich, daß eine junge Dame, die offenbar aus guter Familie kommt, gewisse Rücksichten verlangt, die man einem Dienstmädchen gegenüber nicht zu nehmen pflegt. Sie würden sich auch nie mit meiner Köchin vertragen, die sehr tüchtig, aber leider auch sehr autoritär ist und die natürlich niemals Studentin war.“

Da half kein Bitten und Betteln, das wußte Marie Grain aus Erfahrung. Es war nicht das erstmal, daß sie so entschiedenen Widerstand fand. Sie war jung und mutig, aber das ewige Suchen in den Annoncen, das erfolglose Herumlaufen von einem Haus zum andern begann doch an ihren Nerven zu zehren. Als Mädchen für Alles würde sie Kost und Wohnung und außerdem einen Monatslohn bekommen, der ihr gestatten würde, sich Bücher zu kaufen und ihr Studium in der Freizeit nach der Arbeit fortzusetzen. Denn ihr Studium aufzugeben, das brachte sie nicht über sich.

Hausmädchen sind sehr gesucht. Aber sie kann doch keine Stellung finden. Sowie man hört, daß sie Studentin ist, will man nichts mehr von ihr wissen.

Da bleibt nichts anders übrig als lügen. Beim nächsten Mal erzählt sie, daß ihr Vater Koch im Hause eines Gesandten gewesen sei. Von ihm habe sie kochen gelernt und alles, was sonst ein tüchtiges Mädchen können muß. Frau Direktor Bracher, der Marie diese faustdicke Lüge erzählt, ist befriedigt. Dieses „Pedigrée“ erklärt das gute Benehmen und die gewählte Sprache der Bewerberin. Das wird sich nicht schlecht machen, wenn sie ihre Freundinnen zum Tee empfängt und, die Wahrheit ein bißchen forrigierend, erzählt: Mein neues Mädchen war früher beim Chilenischen Gesandten. Frau Direktor Bracher engagierte Marie und Marie gab sich alle Mühe, ihre Herrin zufriedenzustellen.

Direktor Brachers Einkommen war nicht übermäßig groß und seine Frau mußte sich mit einem einzigen Mädchen behelfen. Marie kochte, wusch, räumte auf, putzte die Fenster. Alles sollte immer in peinlicher Ordnung sein. Das war nicht leicht, da die Bracherbuben, Hans und Peter, eine erstaunliche Begabung hatten, in Abwesenheit ihrer strengen Mutter aus der ganzen Wohnung ein heillofes Durcheinander zu machen. Wenn Marie abends in ihrem Zimmer über den Büchern saß, fielen ihr manchmal vor Erschöpfung die Augen zu.

Mit den Buben war sie bald gut Freund. Hans war schwach in Latein und Peter konnte in der Mathematik nicht gut mitkommen. Die Hausarbeiten verursachten ihnen viel Kopfzerbrechen, bis Marie sich entschloß, ihnen die Regeln der lateinischen Grammatik und die Geheimnisse der Logarithmentafeln so zu erklären, daß sie

sich zum ersten Mal in ihrem Leben für ihre Aufgaben erwärmten. Natürlich waren beide Buben außer sich vor Erstaunen, daß das Dienstmädchen – wie Peter sagte – ebensoviel wußte, wie der Professor. Sie versprachen hoch und heilig, Marie bei den Eltern nicht zu verpeßen.

Marie merkte bald, daß ihr erdichteter Vater, der Gesandtschafts-Koch, ihr in den Augen ihrer Herrin ein gewisses Relief gab. Frau Direktor Bracher liebt es, wenn ein Dienstmädchen „Stil“ hat. Sie weiß, daß die Leute ein Haus oft nach dem Auftreten und Benehmen der Dienerschaft beurteilen, selbst wenn diese Dienerschaft nur durch eine einzige Person repräsentiert wird, die während der Mahlzeiten Köchin und Serviseuse sein muß. Das verlangt eine gewisse Behendigkeit u. a. im Wechseln der Schürzen, wenn man sozusagen gleichzeitig am Herd stehen und mit den Speisen um den Tisch herumgehen soll. Marie hat Humor und übertreibt ein bißchen: sie serviert mit einer Würde, als hätte sie ihr Leben lang den englischen Lordkanzler bei einem diplomatischen Frühstück bedient. Die beiden Jungen sind die einzigen, die das merken, und sie amüsieren sich königlich darüber.

Sie und Marie bilden jetzt eine heimliche Verschwörerbande. Marie hat einen Nachmittag frei in der Woche und sie benützt ihn gerne dazu, ihren Bruder zu treffen, der in einem Vorort als Landwirtschaftsschüler arbeitet.

Sie stand im Vorzimmer, im Begriff fortzugehen.

„Adieu, Hans, adieu, Peter!“ verabschiedete sie sich von den Jungen. In ihrem einfachen Kostüm, das, wie sie selbst, „Stil“ hatte, und mit dem kecken gleichfarbigen Barett auf dem braunen Lockenkopf, sah sie reizend aus. Es läutete. Sie wollte öffnen, aber Hans war rascher als sie.

„Dnkel Fritz!“ rief er begeistert, und beide Jungen umarmten den braungebrannten jungen Mann, der ins Vorzimmer trat. Er war hochgewachsen und Marie sah neben ihm aus wie eine kleine, zierliche Zanafigur. Als er sie bemerkte, verneigte er sich sehr höflich und stellte sich vor: „Doktor Fritz Wengler“. Und da er Marie offenbar für eine Freundin Frau Brachers hielt, fügte er hinzu: „Ich bin Gerdas Bruder“.

Die beiden Buben hielten an sich, um nicht vor Lachen herauszuprusten. Dr. Wengler sagte:

„Sie wollen schon gehen, Fräulein? Ich hoffe, daß nicht ich es bin, der Sie verreibt.“

„Ich bin das Dienstmädchen“, sagte Marie und wurde über und über rot.

„Oh“, sagte Dr. Wengler, und wußte nicht, auf welchem Fuß er stehen sollte. Die beiden Buben freischten vor Vergnügen.

„Donnerwetter“, sagte Dr. Wengler zu seiner Schwester, „mein Kompliment. Du hast ein Mädchen, das sich sehen lassen kann, – Ia mit Stern und Palme.“

„Ja“, antwortete Gerda Bracher, „sie ist sehr tüchtig“.

„Tüchtig? Vielleicht, – das interessiert dich; aber sie ist reizend, entzückend, berückend, – und das interessiert mich.“

„Fritz, du unverbesserlicher Schürzenjäger, du wirst mir die Freundlichkeit erweisen, mein Dienstmädchen in Ruhe zu lassen. Ich möchte nicht gezwungen sein, diese Perle deinetwegen zu entlassen. Du wirst so tun, als ob sie nicht existierte. Versprochen?“

„Versprochen“, entgegnete Dr. Wengler feierlich, „bis auf Widerruf!“

In der nächsten Zeit kam er auffallend häufig zu Besuch, und Gerda Bracher merkte bald, daß es nicht brüderliche Liebe war, die ihn ins Haus zog. Er suchte jede Gelegenheit, ein paar Worte mit Marie zu wechseln; wenn sie servierte, folgten seine Augen ihren Bewegungen; wenn er zu den anderen sprach, waren seine Worte eigentlich für sie bestimmt; und gelegentlich wurde er, der geschätzte Spaßmacher und Wortwerdreher, schweigsam und verträumt. Ein Blinder hätte sehen können, daß er auf dem besten Wege war, sich in Marie, das Dienstmädchen zu verlieben. Aber weder sie noch Frau Gerda waren blind. Wieder trieb der Schalk in ihrer Seele Marie zu Koboldstreichchen. Ohne Dr. Wengler durch ein Wort zu ermutigen, wiesen ihre Augen ihm doch deutlich, daß seine Bewunderung ihr nicht mißfiel. Sie war nicht eigentlich kokett, nur schelmisch und schalkhaft; das war ein reizendes Spiel, — aber Marie fühlte bald, daß sie besser daran täte, rasch aufzuhören damit. Sonst fing sie sich noch in der eigenen Falle. Frau Bracher aber nahm ihren Bruder beiseite und las ihm die Leviten.

„Der Herr Privatdozent macht einem Dienstmädchen den Hof! Sag, schämst du dich nicht?“

„Erstens“, sagte Dr. Wengler, „schäme ich — und zweitens mich nicht. Und was das Dienstmädchen betrifft, so bin ich Ästhetiker und frei von Vorurteilen. Ich hab' noch nie so was Bildhübsches gesehen, und außerdem benimmt sie sich wie eine geborene Dame; und wenn man hört, wie sie spricht, so möchte man schwören, daß sie ... na, wie soll ich mich ausdrücken, sagen wir, mehr klassische Bildung besitzt als du, geliebte Gerda.“

Gerda lachte herzlich über die Naivität ihres jüngeren Bruders.

„Du überschätzt das, Fritz“, sagte sie. „Sie ist die Tochter eines Hofkochs (wie man sieht, war Marie inzwischen avanciert) und diese Leute haben natürlich einen gewissen Schlimm. Das ist nur Firnis, Bluff. Im übrigen hast du bereits einen erfolgreichen Nebenbuhler. Immer, wenn sie Ausgang hat, wird sie von einem jungen Mann erwartet, der offenbar ihr Verlobter ist. Wenn der Herr Privatdozent sich nicht blamieren will, so täte er gut, sich nicht mit einem Mädchen zu beschäftigen, das so tief unter ihm steht.“

Das mit dem Nebenbuhler war nur ein ganz kleiner Stich, aber er hatte zur Folge, daß sich Dr. Wengler noch mehr als früher für Marie interessierte, und daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er durch Zufall entdeckte: der junge Mann war nicht Marias Verlobter, sondern ihr Bruder. Die von seiner Schwester prophezeite Blamage aber blieb nicht aus und das schlimmste daran war es, daß er sich in seinem eigenen Fache blamierte. Das war bei einem Abendessen bei Brachers, an einem der folgenden Tage. Außer ihm war noch ein junges Ehepaar zu Gast.

Dr. Wengler vergnügte sich wieder einmal damit, für Marie zu sprechen, während er sich anscheinend an die Tischgesellschaft wandte. Man diskutierte darüber, ob Grazie etwas Angeborenes sei oder ob man, wie die beiden Damen meinten, sie sich erwerben könne.

„Als ob man aus einem Elefanten eine Gazelle machen könnte“ sagte Dr. Wengler. „Wenngleich Grazie wie jede natürliche Gabe bildbar ist, so ist sie doch nicht an sich erlernbar, sondern angeboren. Die alten Meister haben das gemußt, oder doch zumindest gefühlt. Oft haben sie als Modelle für ihre Madonnenbilder einfache Frauen aus niedrigen Bevölkerungsklassen gewählt, die gewiß weder die Mittel noch die Zeit gehabt haben, sich Grazie durch schwedische Gymnastik oder Eurythmie oder andere, der Zeit entsprechende Übungen zu erwerben. Sie besaßen diese Grazie als eine göttliche Gabe. Nehmen wir zum Beispiel die berühmte Apfelmadonna von Dürer in Wien. Wie diese unbeschreiblich schöne Frau ihr Jungmädchen Gesicht unter dem hauchzarten Schleier über den Knaben beugt, — in dieser anmutig bewegten Ruhe, in dieser rührenden Weiblichkeit liegt etwas so unsagbar Schönes, daß man diese Madonna schlechtweg als das Sinnbild der Grazie bezeichnen könnte. Und Dürers Modell war vielleicht nur eine einfache Magd, — heute würden wir sagen: ein Mädchen für Alles. Ja, diese Apfelmadonna ...“

„Die Birnenmadonna!“ entfiel es Marie. Sie hielt die Hand vor den Mund, aber das Wort war schon entflohen. Verwirrt ging sie aus dem Zimmer.

„Natürlich“, sagte Dr. Wengler, „die Birnenmadonna, wolite ich sagen. Es gibt allerdings auch eine Apfelmadonna von Dürer, aber die hängt nicht in Wien und hat keinen Schleier und ist nicht anmutig. Interessant, sehr interessant!“

Er erhob sich und folgte Marie. Ein vernichtender Blick seiner Schwester begleitete ihn, aber das sah er nicht. Am liebsten wäre sie ihm gefolgt. Aber man ist wohlgezogen im Bracherschen Hause und alle taten so, als hätten sie den kleinen Zwischenfall nicht bemerkt.

Was die beiden da draußen besprochen haben, das wissen nur sie selber. Tatsache ist, daß er mit ihr, die ihm verwirrt und halb widerstrebend folgte, nach einer Viertelstunde ins Speisezimmer trat. Das war eine jener Viertelstunden, in denen das Schicksal es eilig hat. Alle Blicke wandten sich ihnen zu. Dr. Wengler verbeugte sich mit betonter Würde und sagte mit formlichem Ernst: „Frau Direktor Bracher, darf ich Sie um die Hand Ihres Dienstmädchens bitten?“

Alle starrten ihn an, keiner verstand. Nur die beiden Buben begriffen sogleich, was los war, und Peter rief: „Hurrah, Marie wird unsere Tante!“ Sie sprangen auf und küßten sie wild. Nach und nach verstanden auch die andern, aber man kann nicht sagen, daß sie voller Billigung waren.

Inzwischen haben sie sich daran gewöhnt. Marie hat ihr Studium beendet und ist jetzt die Assistentin ihres Mannes, des Privatdozenten für Kunstgeschichte Dr. Wengler. Frau Bracher hat sich natürlich um ein neues Dienstmädchen umsehen müssen; aber sie weiß, sie wird nie mehr eine solche Perle finden, wie es Marie gewesen ist, selbst wenn es ihr gelingen sollte, eine wirkliche Hofkochstochter aufzutreiben.